

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 83.

Samstag, 10. April.

1915.

(18. Fortsetzung.)

Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

Herr Wilmsen erholte sich nicht wieder von dem stillnagenden Schmerz, an dem er seit seiner Frau Tod trug.

Außerlich bemerkte man in der ersten Zeit allerdings nur, daß sein Gesicht faltig wurde und Haupthaar und Bart ergraute.

Dann aber mußte Moritz Thode, der erste Buchhalter und Vertreter des Kaufherrn, die traurige Entdeckung machen, daß der Chef in geschäftlichen Angelegenheiten gleichgültig und vergeßlich wurde.

Der dürre Moritz Thode hatte in seinem ganzen Leben noch nichts Geschäftliches vergessen und dachte trotz seiner schneeweißen Haare und der Gichtknoten an den Händen, trotz der ewig feuchten Hände und eines chronischen Schnupfens, der stets mit einem halben Duzend verschiedenfarbiger Schnupftücher von gewaltiger Ausdehnung bekämpft wurde, Moritz Thode dachte trotz aller Leiden des Alters noch an alles. Und daher sah gerade Moritz Thode ein bedenkliches Zeichen darin, daß Herr Wilmsen so vergeßlich wurde.

Wenn der treue Alte ihn dann an etwas erinnerte, ärgerte Wilmsen sich, daß er sich vor seinem greisen Angestellten, der unter dem alten Herrn Lorenz Woldsen von der Piele auf gedient hatte, wieder eine Blöße gegeben hatte, und einmal ließ er sich sogar dazu hinreißen, dem Buchhalter Tiedemann gegenüber zu äußern: „Donner — erinnern Sie mich doch unauffällig, wenn ich mal etwas vergessen habe.“

Nachher hatte er allerdings das unangenehme Gefühl, sich dem jungen Buchhalter gegenüber etwas vergeben zu haben, aber er hatte es nun einmal gesagt und Henning lachte sich ins Häufchen, spionierte bei dem Alten herum, was Herr Wilmsen wohl wieder „ausgeschwitzt“ haben könnte. Und wenn der Chef dann ernst und in sich gefohrt in das Kontor trat und sich tief in Gedanken an sein Pult setzte, schob ihn Tiedemann einen Bettel hin.

Herr Wilmsen empfand wohl selbst das Unwürdige dieser Heimlichkeitserei, aber schließlich — es war ja alles einerlei, was sollte dieses Streben? Für wen arbeitete man? Es war ja so gleichgültig, so klein.

Und Henning Tiedemann war doch auch wirklich solch strebsamer Mensch. In jedem Monat, wenn die Gehälter gezahlt wurden, kam er zu Herrn Wilmsen und bat ihn, ihm einen Teil des Geldes aufzuheben. Ja, Henning Tiedemann sparte und war pünktlich und fleißig.

Die Zeit ging dahin. Gehilfen kamen und nahmen andere Stellen, Lehrlinge wurden angenommen und lernten aus. Andere Gesichter guckten durch das kleine Kontorfenster, andere Gestalten warteten hinter dem Badentisch, um die Kunden zu bedienen.

Herr Wilmsen war im Alter von gut fünfzig Jahren so weiß wie sein alter Buchhalter Moritz Thode. Und Henning Tiedemann konnte korrespondieren und buchführen und blieb als geschätzte Kraft im Hause Wilmsen.

Mit Moritz Thode hielt er nämlich gute Freundschaft, und der gutmütige alte Mann war zu harmlos, um den glatten Streber zu durchschauen. Die Gehilfen und Lehrlinge aber schalteten und höhnten über den Buchhalter, der sie von oben herab in herrlichem Tone behandelte.

Henning's Ersparnisse wuchsen. Aber was half solch kleine Summe. Und manchmal packte ihn in stillen Stunden etwas wie Mutlosigkeit. Bis zum Freihaus war es doch ein zu langer Weg. Und dann — damals hatte er schon gefürchtet, der Hamburger Paridom Puttfarcken könnte sich mit Grethenfraude verheiraten und das Geschäft übernehmen. Die Gefahr war glücklich überstanden, aber konnte nicht ein anderer kommen? —

Eines Tages sah das Personal des Wilmsenschen Geschäfts, daß drüben am Hafen die Leute zusammenliefen. Ein Arbeiter sollte mit einer schweren Kiste so unglücklich von der Quaimauer in den Hafen gefallen sein, daß die Last auf ihm lag und er sich nicht befreien konnte. Es war zur Ebbezeit, nur in der schmalen Fahrrinne befand sich Wasser, der Arbeiter aber war im Schlaf erstickt.

Und als sie den Verunglückten jetzt durch die Straßen trugen, erfuhr Henning, daß sein Vater tot war.

Herr Wilmsen rief seinen Buchhalter zu sich, sprach ihm sein Beileid aus und sagte: „Herr Tiedemann, so wie ich Sie kenne, werden Sie Ihre Mutter unterhalten wollen. Ich bin aber bereit, aus meiner Tasche die Hälfte dieses Unterhalts zu bestreiten. Sagen Sie das bitte Ihrer Mutter, es mag ihr ein kleiner Trost in diesen schweren Tagen sein.“

Henning stammelte seinen Dank. Als er aber allein war, lachte er höhnisch auf. Er hatte gar nicht daran gedacht, seine Mutter zu unterstützen.

Hatte die nicht ihr Haus schuldenfrei, und gingen nicht auch andere Frauen als Waisfrauen aus? Wollte seine Mutter etwa faulenzeln? —

Tilde Tiedemann jammerte und weinte.

„Ach Gott, er ist ja immer halb in Tran gewesen, hat ja immer gedöst. Du hat er natürlich nicht aufgepaßt und ist in'n Hafen gefallen. Ach, ich arme, arme Frau.“

„Sollst' dich was schaniern, Tilde, anstatt über dein' armen Mann zu trauern, bedauerst du dich selbst“, schalt die Nachbarin, welche zu der Witwe gekommen war, um zu trösten.

Tilde wischte sich rasch die Tränen von den werten Backen, starrte die andere an und rief dann: „Du ohl Waiswief, maß dat du rutkummst.“

In dem würdigen Gang, wie er ihn sich seiner Stellung gemäß angewöhnt hatte, trat Henning in die kleine Stube.

„Vater ist — tot“, sagte er leise, unsicher.

„Ja, Vater ist tot“, rief Tilde und brach wieder in lautes Schluchzen aus, „nu steh ich arme Frau allein

als Witwe, denst bloß, als Witwe, und habe nichts zu essen."

"Beruhige dich", sagte Henning würdig, "Herr Wilmsen wird dich unterstützen."

Lilke fuhr auf.

"So, wird er? Hat er das gesagt? Hat er? Weist du, wieviel? Na, natürlich, das kommt noch wegen des Schmuggels."

Henning sah die Mutter mit kaltem Blick an, dann wandte er sich ab und ging in die Nebenstube an die Seite seines Vaters.

Lange stand er da. Fragte sich immer wieder: "Fühlst du denn kein leises Weh, packt dich kein Schmerz? Mensch, es ist doch dein Vater, der hier liegt. Wie selbstjüchtig bist du doch."

Eine Hand legte sich auf seine Schulter. Er wandte sich um und sah in das häßliche Gesicht seiner Mutter. "Du — hast du nicht 'n hübschen Geld, daß ich'n Sarg bezahlen kann?" Da stöhnte Henning Niedemann auf.

"O du, von dir habe ich alles, was gemein in mir ist."

"Bist du —"

Er beachtete das nicht, nahm seinen Hut und ging hinaus.

Aber noch einen anderen Schmerz sollte Henning Niedemann durchkosten in diesen Tagen.

Als er von der Beerdigung seines Vaters zurückkehrte und von der Krämerstraße zum Zingel einbog, sah er einen forschen Wanderer mit frischem, gebräuntem Gesicht und lachenden blühenden Augen eilend die Gassen daherschreiten.

Und plötzlich öffnete sich Schuster Wech' Haustür, ein blühendes Mädchen flog dem Wanderer aufjubelnd entgegen, auf offener Straße hielt Klaus Matthießen seine Knie in den Armen.

"Nun werden die Hochzeit machen, ein warmes Nest bauen", dachte Henning finster, "und du? Du strebst nach dem Freihaus!"

Finster stieg er die Treppen empor, stieg ohne Gruß durch den Laden nach seiner Stube, tauschte den schwarzen Anzug mit dem Werkfleide und begab sich ins Kontor.

Herr Wilmsen hatte ihm zwar angeboten, er möchte doch den Tag über fortbleiben. Aber was sollte er bei seiner Mutter! Und Henning hatte dankend abgelehnt, da er sich nicht befriedigt fühle, wenn er länger als notwendig seine Arbeit verlassen hätte.

Herr Wilmsen äußerte nachher Rhode gegenüber: "Wie man sich doch täuschen kann; ich hätte früher nie gehofft, daß ich mit Niedemann so zufrieden sein würde. Ja, ja, das ist der gute Kern vom alten Peder her."

Und Moritz Rhode antwortete in neidloser Anerkennung: "Wirklich, er ist ein fleißiger, strebsamer Mensch."

Als Herr Wilmsen nachher mit seiner Tochter im Wohnzimmer saß, meinte er auch zu ihr: "Ich freue mich doch, daß ich den Niedemann im Kontor habe; er ist solch zuverlässiger Kerl."

"Wenn das doch Peder erlebt hätte", antwortete Grethenfraude lebhaft, und ein träumerischer Zug, als stiegen Bilder vergangener Tage in ihr auf, huschte über ihr Gesicht.

Sie machte sich über ihren einstigen Spielkameraden allerdings ihre eigenen Gedanken. Daß er bei den Gehilfen und Lehrlingen nicht sehr beliebt war, hatte sie längst gemerkt. Und ein unbestimmtes Gefühl sagte ihr, er gibt sich anders, als er in Wahrheit ist.

Grethenfraude lebte still dahin. An Stelle ihrer verstorbenen Mutter stand sie dem großen Hausstand vor, sorgte in ihrer stillen Art für den schnell alternden Vater und versuchte sogar, ihn dann und wann aufzuheitern.

Zu den Festlichkeiten des Städtchens mochte der Vater nicht mehr gehen, und Grethenfraude war es so recht.

Sin und wieder kam einmal eine Freundin zu ihr, Bente Jepsen, die sich noch immer gern nach den Män-

nern umsah, aber trotzdem oder deshalb noch immer ledig war, Luise Meggers, die ihrer Jugendliebe treu geblieben war und jetzt nur noch darauf wartete, daß Paul Hansen sein juristisches Schulzeugamen auf der Landesuniversität machte.

Grethenfraude ging selten aus, nur Tante Bisbeth, welche Uhland und Hauff mit Bibel und Spruchbüchern vertauscht hatte, um sich auf den Tod vorzubereiten, wartete an jedem Sonntag auf ihre Nichte.

Dann klagte die alte Dame über Schmerzen "überall", sprach von der früheren Zeit, die so viel besser gewesen sei, vergoß einige Tränen über die Toten der letzten zwanzig Jahre und schloß stets salbungsvoll: "Ja, liebes Kind, und jetzt warte ich Tag für Tag auf den Tod. Möge er kommen; ich kann sagen: nun lässest du mich in Frieden fahren. Ja, ich glaube vorbereitet zu sein."

Aber Tante Bisbeth lebte trotz aller Schmerzen "überall" ruhig und beschaulich weiter, ward zur Qual ihrer Dienstboten immer wunderlicher, aber das adlige Freihaus hat wohl kaum je eine so hartnäckige Bewohnerin gehabt wie Tante Bisbeth.

Und Herr Wilmsen sagte wiederholt mit seinem müden Lächeln: "Ja, ja, sie wird uns alle überleben."

Doch wenn Better Friedrich Glasen, der auch schon recht "stodig" wurde, solche Worte hörte, protestierte er ingrimmig: "Mich nicht, ne, da könnt ihr auf spee'n. Das fehlt noch, daß die alte Schachtel an meinem Grabe weinte."

Aber Herr Wilmsen behielt sein müdes schmerzliches Lächeln, als wollte er sagen: "Wartet nur, ich werde doch recht haben."

"Du bist'n Tranpüster geworden", schalt dann Better Friedrich Glasen, "wart' man, ich will mal Dr. Callisen auf dich heken."

"Es wäre ja auch nur traurig Grethenfraudes wegen", antwortete der Kaufmann.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Ben Glück und Unglück nie auf die Probe gestellt haben, der stirbt wie ein Soldat, der nie den Feind gesehen hat.
Klinger.

Gespräche mit einem deutschen Unterseebootsführer.

Den anschaulichsten Einblick in die so erfolgreiche Tätigkeit unserer kühnen Unterseeboote gewährt die Schilderung seiner Eindrücke und Erfahrungen, die Kapitänleutnant Klaus Hansen, der Führer von "U 16", dem bekannten amerikanischen Berichterstatter Karl v. Wiegand gegeben hat und die dieser in der "New York World" veröffentlicht. Kapitänleutnant Hansen, der den britischen Dampfer "Dulwich" und die französischen "Ville de Lille" und "Dinorah" zum Sinken gebracht hat, wird von dem Amerikaner "als ein glänzendes Beispiel jenes neuen Menschentypus, den der Unterwasserkrieg hervorgebracht hat", bezeichnet. "Er ist 32 und sieht aus wie 26. Wie andere dieser Unterseebootsoffiziere, denen ich begegnet bin, hat er weiche, fein gemeißelte, zarte Züge, klare, feste Augen, eine schlaffe, geschmeidige Figur und besitzt jene bewegliche Elastizität der stählernen Nerven, die stets bereit ist zum sofortigen Handeln, zu schnellen Entschlüssen und größter Geistesanstrengung. Im ganzen machen solche Männer einen unvergeßlichen Eindruck, wie wenn sie nur ein Teil des feinen und starken Mechanismus ihrer Unterseeboote wären, deren Augen und Gehirne sie wirklich sind. Kapitänleutnant Hansen setzte auseinander, daß jedes Unterseeboot eine bestimmte Straße bekommt. Seine letzte Ausfahrt ging nach dem Kanal, wo er mehrere Schiffe versenkte. "Der Nebel war so dick", berichtete er, "daß ich nicht weit sehen konnte. Ich wartete für Stunden untertauchen. Ich kam in der Nähe eines kleinen englischen Schiffes herauf und befahl der Mannschaft, in die Boote zu gehen. Ich torpedierte es dann. Als eine Raßl von französischen Zerstörern

Jagd machte, entging ich ihnen durch Untertauchen. Am selben Abend hielt ich gegenüber von Havre die „Dulwich“ an und gab der Mannschaft zehn Minuten, in die Boote zu gehen. In weniger als fünf Minuten war sie unten. Unser Torpedo bohrte ein Loch unter den Schornstein. Am nächsten Tage gingen wir Cherbourg gegenüber in die Höhe, um uns einmal umgesehen, gerade als der französische Dampfer „Ville de Bille“ aus dem Hafen herauskam. Er glaubte augenscheinlich, es wäre ein französisches Unterseeboot, das da aus dem Wasser auftauchte, und hißte die französische Flagge; aber dann floh er, ohne auf unsere Signale zu achten. Ich sah zwei Frauen und zwei Kinder an Deck, und wollte nicht ein Schiff torpedieren mit Frauen und Kindern an Bord. So machte ich also Jagd, und endlich stoppte die „Ville de Bille“; die 24 Mann, Frauen und Kinder, kletterten eilig in die Boote. Ich schickte vier Mann an Bord, die Bomben in den Rumpf legten und den Dampfer zum Sinken brachten. Sie fanden einen kleinen Terrier, der zurückgelassen worden war und sich mit den Zähnen zur Wehr setzte. Aber sie brachten ihn herunter, und seitdem ist er der Liebling vom „U 16“. Ich gab den Frauen und Kindern Lächer und Nahrung. Zwei Tage später torpedierte er die „Dinorah“, die mit Pferden und Artillerie beladen war.

Aber die Empfindungen beim Unterseebootkrieg erzählte Hansen: „Es geht einem stark auf die Nerven, und nicht jedermann kann es aushalten. Wenn wir in der Nähe des Feindes sind oder die Bitterung es notwendig macht, tauchen wir unter. Erst werden alle Öffnungen geschlossen; dann pumpen wir die Luft bis zu einem gewissen Druck aus. Ich beobachte den Barometer, um zu sehen, ob der Druck herunter geht oder nicht. Ist dann alles in Ordnung, dann tauchen wir nieder, und eine totenähnliche Stille herrscht in dem Boot; die elektrische Maschinerie ist geräuschlos, und das Wasser ist ein guter Tonleiter, so daß wir häufig den Propeller eines Schiffes hören, das über uns vorbeifährt. Die heiße, mit dem Ölgeruch der Maschine gesättigte Luft ist nicht gerade angenehm. Neue Mannschaften überfällt oft eine überwältigende Schläfrigkeit, die nur mit der höchsten Willensanstrengung überwunden werden kann. Ich habe Leute gehabt, die die ersten drei Tage nichts aßen, weil sie die Zeit dafür lieber zum Schlafen benutzten. Die Angaben, daß es auf dem Unterseeboot keine Seerkrankheit gibt, sind unrichtig. Wenn wir lange unten bleiben müssen und die Luft sehr schlecht wird, dann erhalten alle Leute außer denen, die den Dienst tun, den Befehl, sich niederzulegen und absolut ruhig zu bleiben, da jede Bewegung die Lungen veranlaßt, mehr Sauerstoff zu verbrauchen und wir den Sauerstoff sparen müssen, so wie ein verdurstender Mann in der Wüste den letzten Tropfen Wasser. Feuer gibt es nicht, da Feuer Sauerstoff verbrennt und die elektrische Kraft in den Akkumulatoren zu kostbar ist, um sie mit Kochen zu verschwenden. So begnügen wir uns mit kalter Küche. Tag für Tag habe ich in solch engem Raum, wo man die Beine kaum ausstrecken kann, wo man stets mit Anspannung aller Nerven auf dem Kissen sein muß, acht Stunden lang gefessen oder gestanden, meine Augen an das Periskop geheftet und in das leuchtende Glas starrend, bis mir Augen und Kopf weh taten. Wenn die Zeit der Ablösung da ist, dann suche ich einen guten Schlaf unter Wasser, während das Boot oft wie eine Wiege sanft hin- und herschaukelt. Bevor wir aufsteigen, befehle ich stets die größte Ruhe für einige Minuten, um festzustellen, ob man eine Dampfschraube in der Nähe hört.“ Als den schlimmsten Feind der Unterseeboote bezeichnete der Kapitän das Wasser, denn „es ist immer die Gefahr des Leckwerdens“. Er erklärte, daß die Schnelligkeit der neuesten deutschen Unterseeboote so viel größer ist als die von „U 16“, daß für einen Dampfer von durchschnittlicher Geschwindigkeit jeder Fluchtversuch nutzlos sein wird. Aber die längste Zeit, die er draußen gewesen, gab er keine Auskunft. Was die geheime Sammelstelle anbetrifft, die die deutschen Unterseeboote an der Küste Englands haben sollen, meinte er lachend: „Lassen Sie die Engländer nur immer suchen. Je mehr ihre Zerstörer nach diesem geheimen Rendezvous jagen, desto weniger brauchen wir uns um sie zu kümmern.“ Von den Gerüchten, daß die Engländer Offiziere und Mannschaften der Unterseeboote nicht als Kriegsgefangene behandeln wollen, sagte Hansen: „Ich kann es nicht glauben. Sie wissen, daß wir nur Befehlen gehorchen. Übrigens würde es auch nichts ändern. Selbst wenn sie die hängen, die sie gefangen nehmen, werden wir unsere Pflicht tun.“

Aus der Kriegszeit.

Musterung.

Der Erste naht, und blickt mit stieren Augen dem Stabsarzt ins Gesicht:
„Ich leide stark an Wandernieren,
Der Schmerz ist schlimmer selbst wie Nicht!“
„Oh“, juchzt der Arzt, „wir gratulieren,
Ihr Leben liegt voll Sonnenschein,
Wenn wir in Frankreich einmarschieren,
So werden, dank der Wandernieren,
Sie sicherlich der erste sein!“

Und blaß und blasser wird ein jeder,
Und einer schaut den andern an,
Das selbe stets tragt eine Feder,
Und „felddienstfähig“ schreibt ein Mann!

Drauf stellt der Zweite sich beklommen,
Und hastig springt sein Redequell:
„Ich hab' einst was aus's Ohr bekommen,
Davon sprang rechts mein Trommelfell.“
„Dann wird es Ihnen glänzend gehen“,
Klingt drauf der Trostspruch weiß und klug,
„Wenn einst die Donnergötter wehen,
Und Sie die Hälfte nur verstehen,
Dann hören Sie noch grad genug!“

Und blaß und blasser wird ein jeder,
Und einer schaut den andern an,
Das selbe stets tragt eine Feder,
Und „felddienstfähig“ schreibt ein Mann!

Und einer nach dem andern drängeln
Wir um den Tröster uns herum,
Der Dritte spricht noch was von Mängeln,
Der Vierte bleibt schon gänzlich stumm.
„Hört“ — rühmt der Arzt uns — „liebe Leute
(Wir hören's kaum, vom Stehen sahl),
Kraft birgt die Jugend noch von heute,
Ihr seid zu meiner Herzensfreude
Ein auserles'nes Material!“ ...

Und blaß und blasser wird ein jeder,
Und einer schaut den andern an,
Das selbe stets tragt eine Feder,
Und „felddienstfähig“ schreibt ein Mann! LK.

Im Zeppelin über Feindesland. Die Fahrt eines Zeppelin-Luftschiffes in Feindesland schildert in sehr anschaulicher Weise ein Unteroffizier eines Luftschiffer-Bataillons in der „Rudolft. Ztg.“ wie folgt: Rege Tätigkeit herrscht im Luftschifferhafen B... Tageshell ist das riesige Bauwerk erleuchtet, und scharfe, kurz gegebene Kommandos verraten fieberhafte Tätigkeit. „11 Uhr 30 Min. nachts Schiff fahrbereit“, hatte der kurze Befehl gelaufen, der den Offizier vom Dienst traf. Hell leuchtet das Sternbild des großen Bären, nur der Mond hält sich versteckt. Schwerfällig öffnen sich die Tore des Riesenbaus, in deren Öffnung man nun den Koloss eines Zeppelinluftschiffes in seiner ganzen gigantischen Größe liegen sieht. Emsig sieht man jeden Soldaten seines Amtes walten. Mit einem Mal ein kurzes Kommando, und die bis jetzt der Arbeit nachgegangenen, stehen in Trupps eingeteilt am Schiff verteilt. Noch einzelne kurze Kommandos folgen: Achtung! Schiff abwiegen — Festhalten! und das Schiff liegt klar zur Fahrt. Ein kurzer Händedruck des Führers an den zurückbleibenden Offizier vom Dienst, dann das Kommando: „Loslassen!“, und klanglos steigt der etwas leicht abgewogene Riesenbengel dem Firmament entgegen... Totenstille lagert über der Natur, nur der gleichmäßige Lauf der Maschinen und das eindönig Surren der Propeller ist zu vernehmen. Eben melbet der Funker, daß Verbindungen mit den verschiedenen Radiostationen angenommen sind, ja selbst das Schwesterluftschiff „Z. Nr. ...“, welches sich ebenfalls auf der Fahrt in Feindesland befindet, hat sich vermeldet. Das Ziel der Fahrt ist der Befehl erst jetzt bekannt geworden. Der Morgen beginnt zu grauen, und längst haben wir die unstrigen und feindlichen Stellungen, ungehört und ungehört in einer Höhe von 1800 Meter überfahren. Doch leichte Nebelschleier lagern noch über der Natur.

— Am Pendelfernrohr sieht der Offizier. Unaufhörlich das Auge am Fernrohr und die Karte studierend, beobachtet er die unten liegende Natur, die eben im Erwachen begriffen ist. 2460 Meter zeigt der Höhenmesser an. Atemlose Spannung. Das Ziel unserer Fahrt liegt nicht mehr weit, wohl gar schon unter uns. Scharf hält der Steuermann den angegebenen Strich im Auge. Mit einem Male wird die Bombe Nr. 6 durch den Griff des Offiziers, dessen scharfes Auge schon eine ganze Weile durch das Pendelfernrohr auf einen Punkt gerichtet war, gelöst. Ein dichtes schwarzes Wölkchen, das durch das Glas zu erkennen ist, bezeichnet den Ort des Aufschlagens und der Verwüstung. Die Bomben Nr. 5 und Nr. 4 sind kurz hintereinander der ersten gefolgt, um Ziel und Ort, die ihnen bestimmt waren, zuzuteilen. Der Offizier hatte den Bahnhof A. . . und die nahe Eisenbahnbrücke ins Auge gefaßt. Auf ersterem fanden Truppenverladungen statt. — Kurz nach diesen Taten wurde es unter uns lebendig, man hatte uns jetzt in dem lichter werdenden Nebelschleier erkannt. Kleine grautüchtige Wölkchen verrieten, daß wir beschossen wurden, aber ohnmächtig fielen diese uns zugeordneten Lebenswürdigkeiten zur Erde zurück. Das Schiff hatte in diesen Momenten mit halber Kraft beigeschwenkt und dann mit Volldampf voraus den Rückzug angetreten. Jetzt hieß es größte Vorsicht; es war überdies 7.30 morgens, und wir konnten uns denken, daß durch den Draht unser Erscheinen längst der Front mitgeteilt worden war. Der Führer ordnete deshalb auch, an 100 Meter höher zu gehen, da das Gelände etwas bergig war. So befinden wir uns jetzt 2600 Meter über Mutter Erde. Die eigentliche Arbeit und Aufgabe der Beobachtungsoffiziere ist erst jetzt zu tun. Unaufhörlich arbeitet der Photograph, der Stellungen, Geländeabschnitte und dergl. auf die Platte bringt. Über den feindlichen Stützpunkt S. . . wurden ebenfalls drei Bomben aus luftiger Höhe gefandt. Unaufhörlich schießt man auf uns, rechts, links und unter uns zerplatzen die metallenen Grüns, die uns Tod und Verderben bringen sollten. Gewehrschüsse bemerkt man überhaupt nicht, sie vermögen kaum annähernd zu uns heraufzukommen. — Jedem ist der Ernst der Lage auf dem Gesicht abzulesen, und rastlos arbeiten die Maschinen. Eben haben wir, na Gott sei Dank, die feindlichen Stellungen hinter uns, erleichtert atmet alles auf. Die Unsrigen schwenkten mit Tüchern aus ihren feuchten Höhlen. Sicher vor den feindlichen Geschossen gehen wir tief und tiefer und fahren in einer Höhe von 500 Metern dem schützenden Hafen zu. S. & H.

Das „Heldenmädchen von Lüttich“. Mit was für törichten Geschichten Belgier und Franzosen den Eindruck von „deutschen Barbareien“ vielfach zu erwecken suchen, dafür liegt uns ein klassisches Beispiel vor. Ein jetzt in Holland erscheinendes belgisches Blatt, die „Nouvelles“, erzählen die ergreifende Geschichte von der Heldentat eines belgischen Mädchens, die sich das sonst so ernsthafte „Journal des Débats“ von einem Berichterstatter aus Le Havre mitteilen läßt. Die Erzählung lautet wörtlich folgendermaßen: „Vor einiger Zeit ging der mit der Ausgabe der Pässe auf der Kommandantur von Lüttich betraute deutsche Offizier über einen unserer öffentlichen Plätze und begegnete einem Mädchen von 13 Jahren, dessen Namen wir verschweigen, weil alle Lütticher, die es lesen, ihn schon kennen und wir das Mädchen nicht neuen Unannehmlichkeiten aussetzen wollen. Die Kleine ging, wie jeden Tag, in eine benachbarte Schule. Als sie den Weg des Teutonen kreuzte, sah sie ihm tapfer in das Weiße seiner Augen, streckte ihm die Zunge heraus und trat in die Schule. Sie war kaum drinnen, als der furchtbare Deutsche ebenfalls hier erschien, schreiend und rot wie ein Roter. Er forderte, daß alle Schülerinnen ihm vorgeführt werden müßten, um die herauszufinden und zu bestrafen, die sich einer so schrecklichen Missetat schuldig gemacht hatte. Der Offizier erkannte unter den Schülerinnen die nicht wieder, die — nach seiner Ansicht — in seiner Person die ganze Armee des Kaisers so schwer beleidigt hatte. Wütend ging er fort und drohte, die Schule zu schließen, wenn nicht innerhalb von 14 Stunden eine Entschuldigung auf der Kommandantur beigebracht wäre. Das Mädchen erzählte zu Hause ihr Aelteren ihrem Vater, der sich mit ihm zu dem Deutschen begab. Auf der Kommandantur wurden Vater und Tochter voneinander getrennt und einzeln über ihre Gefühle für die Helden

der „Mutter“ befragt. Nach einem strengen Verhör mußte die tapfere Lütticherin am anderen Morgen vor einem Kriegsgericht erscheinen, das nach allen Regeln der Kunst zusammen-gesetzt war. Die Richter fragten sie, anscheinend sehr ernst, was sie begangen habe. Die Dreizehnjährige gab ihnen ohne Zögern die gebührende Antwort. „Was ich getan habe?“ sagte sie. „Voilà! . . .“ Und fest wiederholte sie, diesmal an die Adresse des ganzen Kriegsgerichts, ihre schelmische Geste. Sie wurde zu acht Tagen Gefängnis oder 45 M. Strafe verurteilt. Am anderen Morgen erschienen zwei Soldaten im Hause der Eltern, um das Geld oder das Mädchen zu nehmen. Die Kleine wollte ihre acht Tage absitzen, ihr Vater aber zog vor, zu bezahlen, und so behielt die junge Heldin, die jetzt ganz Lüttich bewundert, ihre Freiheit.“

Der Blumenhandel der Riviera in Kriegszeiten. Der Frühling ist an der Riviera nun mit vollem Prangen eingezogen, wenn auch freilich ganze drei Wochen später als sonst, da die starken Schneefälle in den Bergen ihm bis dahin den Weg versperrten. Myriaden von Blumen entfalten nun ihren Duft, und an geschützten Stellen wagen sich auch schon die Blüten der Obstbäume hervor. Aber in all diesem Blühen und Treiben des Lenzes herrscht diesmal nicht dieselbe Freude und Lust wie sonst. Den Bewohnern, denen die Frühlingspracht sonst nicht nur ästhetischen Reiz, sondern auch klingenden Lohn brachte, ist mit der Apathie des Mißens wenig gebietend, denn sie können ihre Blumen nicht absetzen. Wie Grace Carnot in der „Daily Mail“ des näheren ausführt, liegt der Blumenhandel der Riviera völlig darnieder, weil die Kunden aus all den kriegführenden Ländern fehlen, in denen man jetzt an andere Dinge denkt als an die holden Kinder des Südens. Noch niemals sind die Blumen so wenig wert gewesen, und man überschüttet verwundete Soldaten geradezu mit diesen Geschenken Floras, mit denen man sonst sehr häuslicherisch umging. Sobald sich ein Krieger auf dem Blumenmarkt von Nizza zeigt, so entsteht ein edler Wettstreit unter Herren und Damen, die ihm die meisten Blumen schenken wollen, damit er sie seinen Kameraden im Lazarett mitnehme, und der Arme leucht dann, beladen mit einer über-großen duftigen Last, davon. Seit der französische Schriftsteller Alphonse Karr vor etwa einem halben Jahrhundert die ersten Rivieraabblumen nach Paris sandte, um sie dort verkaufen zu lassen, und damit die Mode der Rivieraabblumen begründete, haben sich immer weitere Kreise der Rivieraabblüherung mit dem Blumen- und Obsthandel beschäftigt, und allein nach Paris und London wurden jährlich fast 10 000 Tonnen Blumen gefandt. Dieser Erwerb ist jetzt auf einen sehr geringen Maßstab eingeschränkt, und mit Wehmut blicken die Leute auf die blühende Pracht, die ihnen Nahrung verschaffte und die jetzt nutzlos verduftet oder zu Schleuderpreisen weggegeben werden muß. Aber der diesjährige Ausfall ist es nicht allein, der den Blumenhandel an der Riviera schädigt. Da ein großer Teil der geschulten Gärtner eingezogen ist, so bleiben zur Pflege der Gärten und zum Züchten der Blumen nur noch die Frauen und die alten Leute übrig, und da diese die Kunst vielfach nicht so gut verstehen, so wachsen und wuchern die schönen Blumenfelder wild; die Pflanzen leiden; die feinen Arten, aus denen die Parfüms gemacht wurden, geraten nicht, und auf Jahre hin dürfte die ganze Frucht, die so zarter Obhut und so feinsten Behandlung bedarf, sich nicht wieder in so edlen Arten entfalten, wie man sie vor dem Kriege erlangt hatte. In all den zahllosen Gärten der Riviera sieht man jetzt nur Frauen arbeiten, die, so gut es geht, die Arbeit tun. Der Winter ist lang gewesen, und es gab so viel Schnee und Frost, wie seit langem nicht. Auch das trägt dazu bei, daß die Blumenernte keine sehr gute sein wird, und darunter dürften am schwersten die großen Parfümerien von Grasse zu leiden haben, die ganz Europa mit wohlriechenden Essenzen versorgen. Viele Kilometer rings um diese schöne Stadt dehnen sich ja die Felder mit sorgfältig gezüchteten Blumen aus, die ihren Duft dann für die Parfüms hergeben müssen; sie stehen auch jetzt wieder in voller Blütenpracht, denn der Frühling ist schließlich doch noch mächtiger als der Krieg, wenn auch freilich seine Schöpfungen unter der harten Faust dieses Widersachers leiden müssen.